

# Den wunden Punkt ansprechen

Zum Umgang mit der (Un-)Sichtbarkeit von Rassismus in Tirol<sup>1</sup>

„Absolute Ausnahmen“ seien derartige Vorfälle, so die Innsbrucker Polizei Anfang 2013: Eine junge Frau war im Fast-Food-Restaurant eines Einkaufszentrums wegen ihres Kopftuchs beschimpft, angespuckt und, nachdem sie sich gewehrt hatte, niedergeschlagen worden. Außer einem türkischsprachigen Paar, das den Täter an der Flucht hinderte, griff niemand von den zahlreichen Gästen ein. Die *Tiroler Tageszeitung* berichtete, die attackierte Innsbruckerin, die den Fall angezeigt hatte, nannte das Problem dort beim Namen: Rassismus. Von Rassismus sprach auch der vom Blatt befragte Fachbereichsleiter für Integration im Amt der Landesregierung, Johann Gstir. Und mehrere Frauen riefen in der Redaktion an und stellten mit Verweis auf eigene Erfahrungen richtig: Derartige Vorfälle seien keineswegs „absolute Ausnahmen“, sondern alltäglich. In der Zeitung rückte derweil rasch ein anderer Aspekt ins Zentrum: „Kopftuch bleibt Reizthema“, wurde getitelt. Dies galt auch für die LeserInnen, die sich nur zum Kopftuch äußern wollten. Während eine ältere, zum Schutz vor „Witterungsunbill“ Kopftuch tragende Leserin fürchtete, künftig von „fanatisierten Rassisten angepöbelt zu werden“, verwies eine andere Leserin auf eine ihr bekannte „gläubige Muslimin“, die kein Kopftuch trage und sich „für ihre Landsfrauen, die sich nicht verändern wollen“, oft geniere: „Diese Frau ist angekommen!“ Ein ähnlicher „Problemlösungsvorschlag“ kam von der Freiheitlichen Partei: Sie forderte ein Kopftuchverbot.<sup>2</sup>

## Entnormalisierung und Vermeidung

Wer war denn nun für den Übergriff verantwortlich: Das Kopftuch? Seine Trägerin? Der prügelnde Mann, das schweigende Publikum, der rassistische Hintergrund der Attacke waren kaum noch erkennbar. Die angegriffene Frau und die Richtigstellungen jener Menschen mit ähnlichen Erfahrungen wurden zwar gehört, aber sofort uminterpretiert: Der Übergriff wurde zur „absoluten Ausnahme“ und Tat von „Fanatisierten“, also Extremisten, erklärt und dadurch entnormalisiert. Eine Auseinandersetzung über Rassismus wurde vermieden, indem man die Debatte rasch ins Feld der (religiösen) Kultur verschob. Plötzlich ging es nicht mehr um Rassismus, sondern um religiöse und säkulare Gepflogenheiten und um Kleidungsstücke.

Der Einzelfall aus Innsbruck ist kein solcher, wie die nähere Betrachtung rasch zeigt: Entnormalisierung und Vermeidung sind gängige Muster im Umgang mit Rassismus in einer postnationalsozialistischen Migrationsgesellschaft wie Öster-

reich.<sup>3</sup> Dabei ist das Sprechen über Rassismus schon für jene schwer genug, die Rassismus und die damit verbundenen Verletzungen als AdressatInnen erfahren: Darüber zu sprechen bedeutet immer auch, sich neuerlich verletzlich zu machen und stets Gefahr zu laufen, nicht ernst genommen, abgewertet und abermals gedemütigt zu werden. Der postnationalsozialistische Charakter der österreichischen Gesellschaft erschwert das Sprechen zusätzlich, denn in einer Gesellschaft, die gleichsam Rassismushintergrund<sup>4</sup> aufweist, trifft jeder Hinweis darauf einen wunden Punkt: Rassismus anzusprechen bedeutet, das oft noch immer hartnäckig verteidigte nationalkulturelle, auf Abstammung gründende Selbstbild mit der alltäglichen Normalität von Migration zu konfrontieren, im Grunde also: einem das 19. Jahrhundert dominierenden Gesellschaftsbild die Realität des 21. Jahrhunderts gegenüberzustellen. Rassismus anzusprechen bedeutet zudem, gewollt oder ungewollt, den NS-Vernichtungsrassismus und somit einen schwer erträglichen Teil der jüngeren Vergangenheit Österreichs mitzuthematisieren.

## Rassismuskritische Reflexion und Aktion

Wie also umgehen mit dieser Situation, in der das Sprechen über Rassismus und Rassismuserfahrungen stets einem Verweis auf unschöne Wunden und Narben gleicht und bei Sprechenden wie Angesprochenen oft die Angst vor einem (jeweils ganz anders gearteten) schmerzhaften Narbenbruch auslöst?

Im oben skizzierten Fall nahm der erwähnte Landesbeamte die Seite der Adressatin der Attacke in den Blick: Würden Frauen „mit Migrationshintergrund“ derart „angefeindet, sind sie verunsichert und trauen sich oft gar nicht, sich Hilfe zu suchen“. Eine „Anti-Rassismusstelle“ könne Betroffenen da helfen, allein: „Es gibt in Tirol keine klar für dieses Thema ausgewiesene Beratungsstelle. Das wäre aber dringend nötig.“<sup>5</sup> Der Begriff des Helfens in Kombination mit jenem der „Migrantin“ ist hier zweifellos alles andere als unproblematisch, schwingt dabei doch ein Bild „hilfloser Fremder“ mit, die nur mithilfe nichtfremder HelferInnen zu ihrem Recht gelangen könnten. Wird tatsächlich eine solche Sicht eingenommen, erscheint Rassismus rasch (und fälschlich) als Phänomen, das nur dem Rand der Gesellschaft zugeordnete Personen – sogenannte „Fremde“, „AusländerInnen“, „MigrantInnen“ – betrifft. Damit gekoppelt ist meist die Wahrnehmung, Rassismus gehe vorrangig von ebenso dem Rand zugeordneten Personen aus, den (politisch rechten) „ExtremistInnen“. Die dichotome, essentialisierende Unterscheidung eines drinnen in der Mitte der Gesellschaft verorteten, meist weiß gedachten Wir (die „InländerInnen“, die „Nicht-ExtremistInnen“ und „AntirassistInnen“) von einem draußen am Rand befindlichen Nicht-Wir (die meist schwarz gedachten „AusländerInnen“, die „Rechtsextremen“ und „RassistInnen“) ist freilich selbst Teil des Problems. Aus einer rassismuskritischen Perspektive<sup>6</sup> sind *alle* Personen und Institutionen in rassistische Strukturen eingebunden. Rassismus ist somit ein alle Menschen in ihrem Denken, Wahrnehmen und Handeln beeinflussendes Strukturprinzip, das über die Konstruktion abgrenzbarer Menschengruppen und die damit verbundene Zuweisung verschiedener Positionen die Gesellschaft ordnet.

Sich selbst einfach außerhalb von Rassismus als nicht-rassistisch zu positionieren ist aus dieser Perspektive unmöglich: Wir sitzen alle im selben Boot. Damit rassistische Strukturen – gerade auch bei der Auseinandersetzung damit – möglichst nicht reproduziert werden, sind daher eine kritische Grundhaltung, ein stetes Hinterfragen der Verhältnisse inner- und außerhalb der eigenen Organisation und die genaue Betrachtung der eigenen Zugehörigkeiten und Rollen in diesen Verhältnissen, des eigenen Sprechens und Handelns, der eigenen Rückgriffe auf binäre Schemata unumgänglich: rassismuskritische Reflexion und Aktion.

## Eine neue zivilgesellschaftliche Organisation in Tirol

In Tirol wurde nach längerer Vorbereitung aus einem lockeren Netzwerk heraus im März 2013 ein Versuch gestartet, eine Stelle der oben angesprochenen Art zu schaffen: Die Tiroler Gesellschaft für rassismuskritische Arbeit (TIGRA) strebt den Aufbau einer solchen Einrichtung bis zum Jahreswechsel 2013/14 an. Beispiele aus anderen Bundesländern<sup>7</sup> zeigen, dass eine für den Themenkomplex eigens zuständige Stelle, die sich der Beratung und Unterstützung Betroffener (wo nötig, gerade auch in der öffentlichen Debatte), der Dokumentation rassistischer Diskriminierungen und Übergriffe und der kritischen Informations- und Bildungsarbeit regional widmet, tatsächlich dazu beitragen kann, dass Rassismus nicht mehr sofort als Ausnahme abgetan, in den Bereich des Kulturellen verschoben, „fanatisiertem“ Extremismus zugeordnet und so wieder unsichtbar gemacht, sondern dokumentiert und klar benannt wird – und dass Betroffene mit ihren Erfahrungen und Verletzungen nicht völlig allein bleiben.

Der im Namen der neuen Organisation enthaltene Verweis auf das Konzept der Rassismuskritik zeigt an, dass hier die gesamte (Migrations-)Gesellschaft und ihre alltäglichen In- und Exklusionspraxen, auch die eigene Person und Organisation in den Blick genommen werden sollen. Der wunde Punkt, der dabei angesprochen, die Verletzbarkeit, die zum Thema gemacht, die Narben, die nicht versteckt werden sollen, sind hier immer auch die eigenen. Ob der Versuch gelingt, wird sich zeigen. Der Bedarf ist gegeben: Kaum als Verein (noch nicht: als Anlaufstelle) gegründet, langten bereits die ersten Meldungen zu rassistischen Diskriminierungen und Übergriffen ein.

## Kontakt und Information der Tiroler Gesellschaft für rassismuskritische Arbeit

info@tigra.cc  
www.tigra.cc

# Anmerkungen

- 1 Dieser Beitrag wurde im Auftrag von und in Abstimmung mit den übrigen Mitgliedern des Gründungsteams der Tiroler Gesellschaft für rassismuskritische Arbeit – Jana Elhardt, Mandeep Lakhan, Christa Püspök, Matthias Rangger und Selda Sevgi – verfasst.
- 2 Tiroler Tageszeitung, 15., 18., 19., 21. und 29.1.2013.
- 3 Vgl. Astrid Messerschmidt: Entnormalisierungen und Vermeidungen – vier Muster im Umgang mit Rassismus, in: Anne Broden/Paul Mecheril (Hg.): Tagungsdokumentation des Fachgesprächs „Normalität und Alltäglichkeit des Rassismus“, Bielefeld 2007, S. 56–71; dieselbe: „Von woanders“. Migration in einer Gesellschaft mit Rassismushintergrund, in: aej-information Nr. 12 (2012), S. 1–2.
- 4 Messerschmidt: Migration, S. 1.
- 5 Tiroler Tageszeitung, 18.1.2013, S. 5.
- 6 Vgl. Claus Melter/Paul Mecheril (Hg.): Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung, Schwalbach 2009.
- 7 Steiermark: Antidiskriminierungsstelle (bis 2012: Helping Hands Graz); Wien: ZARA – Zivilcourage und Anti-Rassismus-Arbeit.